

**Zeitschrift:** Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles = Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali

**Herausgeber:** Schweizerische Naturforschende Gesellschaft

**Band:** 26 (1841)

**Nachruf:** Meyer, Friedrich

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## FRIEDRICH MEYER

aus Bern,

geb. Anfangs Januar 1806, gest. den 5. Juni 1841.

---

Wenn unser Verein mit Recht das Andenken derjenigen feiert, die durch Förderung der Wissenschaft und gelehrte Schriften sich Ruhm erwarben, so verdient um so eher der bescheidene Freund unserer Studien diese Anerkennung, dessen Bemühungen in diesem Leben keine Ehrenkränze lohnten, den weder die Pflicht einer öffentlichen Stellung, noch die Aufmunterung eines grösseren Publicums zur Thätigkeit anspornten, und dessen kurzes aber schönes Leben ein fortdauernder Kampf höheren wissenschaftlichen Strebens mit den Hemmungen eines krankhaften Körpers war.

*Friedrich Meyer*, der älteste Sohn unter vier Kindern, war schon in früher Jugend eine Waise geworden. Sein Vater, Bürger von Bern und ein allgemein geachteter Geschäftsmann, hatte jedoch ein Vermögen hinterlassen, das die Erziehung und Zukunft der Familie hinreichend sicherte, und ein Geschäftsfreund unterzog sich der Pflege derselben und der Verwaltung ihres Eigenthums mit väterlicher Sorgfalt und Treue.

Nach längerem Landaufenthalt im Pfarrhaus Hilterfingen, wohl zur Kräftigung seiner schwächlich scheinenden Gesundheit angeordnet, trat der Knabe *Meyer* in das hiesige Waisenhaus und im Frühjahr 1819 in das Gymnasium, wo er sich, in einer zahlreichen Classe, bald in den ersten Rang aufschwang. Durch schnelles und gründliches Auffassen, richtiges Urtheil und Beharrlichkeit der Anstrengung gleich ausgezeichnet, in den alten Sprachen wie in der Mathematik, fand er nebenbei noch Musse, sich mit Mineralogie zu beschäftigen und kleinere Excursionen, auf denen er den Verfasser dieser Linien, seinen damaligen Lehrer, begleitete, begründeten zwischen beiden das nähere Verhältniss, das auf die spätere Lebensrichtung des jüngeren Freundes nicht ohne Einfluss geblieben sein mag.

Nach Beendigung der Gymnasialcourse wählte *M.*, wohl mehr aus Verlegenheit, als aus Neigung, die theologische Laufbahn, für welche ein dreijähriger Vorbereitungscurs und ein eben so langer theologischer Curs vorgeschrieben war. Nicht ohne Mühe konnte er das Ungewöhnliche erhalten, im Laufe der drei ersten Jahre auch die Chemie anhören zu können; und später, als er bereits die streng theologischen Studien begonnen hatte, entschloss er sich zu einer noch auffallenderen Ausnahme von der bisherigen Uebung, zu einem Aufenthalte nämlich von einem Jahre in Genf, theils der Sprache wegen, theils um ungehindert seine Zeit auf naturwissenschaftliche Studien verwenden zu können. Er hörte bei *De Candolle* Zoologie, bei *De la Rive* Physik, bei *Peschier* Anatomie, und knüpfte dauernde Freundschaftsbande mit *A. Mousson* und *A. Escher von der Linth*, die ähnliche Zwecke nach Genf geführt hatten. In solcher Umgebung kann es nicht

auffallen, dass allmählig der Entschluss bei ihm reif wurde, der Theologie ganz zu entsagen, um den Fächern, die er bisher mehr als Liebhaberei betrieben hatte, seine volle Kraft zu widmen. Wichtigere Entschlüsse fasste *Meyer* gewöhnlich, ohne erst bei Andern Rath zu suchen, nach eigener, ruhiger Ueberlegung, und das Resultat kündigte er an als etwas Unwiderufliches, Einreden und Versuche, ihn zum Zurücktreten zu bewegen, zum Theil mit Heftigkeit von sich weisend. Er schrieb damals, den 7. März 1826, an den Verfasser:

„Die Aussichten, die Sie mir in Ihrem werthen Briefe vormalten, und ihr schmeichelhaftes Urtheil über meine Kräfte und meine schon erworbenen Kenntnisse erfüllten mich anfangs mit neuer Hoffnung und froher Zuversicht; ich sah den zwei Jahren, die mir noch zur Beendigung meiner academischen Studien fehlen, muthig entgegen, und, auf Ihre Ermunterung hin, getraute ich mir wirklich, Theologie, Philologie und Naturwissenschaften mit Erfolg neben einander zu betreiben. Doch bald verschwand diese erste Täuschung und wich nüchterner Ueberlegung, die mich auf ganz andere Resultate brachte. In der That, wenn ich auch nur einen flüchtigen Blick auf meine bisherigen Studien und jetzigen Kenntnisse werfe, so fühle ich nur allzu klar, wie wenig meine Kräfte hinreichen, um sich auf drei Fächer zugleich zu zersplittern, und ich fühle dringend das Bedürfniss, meinem Streben bescheidenere Schranken zu stellen. Denn wenn ich auch, Dank sei es dem Himmel, nicht mit grosser Mühe auffasse, so hat es dagegen mit dem Behalten des Erlernten eine andere Bewandniss, und die eigene Erfahrung hat mich oft empfindlich gelehrt, dass ich

meine Kenntnisse in einem der drei Fächer immer nur auf Unkosten eines anderen erweitere. Seitdem ich hier Zoologie getrieben, ist schon ein guter Theil meiner bisherigen Philologie von hinnen gewichen, und ich zweifle keinen Augenblick, dass Dogmatik und Exegese die Zoologie bald verdrängen würden. Kurz, so oft ich ein Fach, mit dem ich mich früher beschäftigte, nach längerer oder kürzerer Unterbrechung wieder vornehme, so wanken mir alle Grundfesten, ich muss wieder vorn beim *abc* anfangen und erfreue mich nie des geringsten Fortschrittes. Wenn ich nun aber unter jenen drei Fächern dasjenige wählen soll, das ich für die andern aufzugeben habe, so ist es kein anderes, als die Theologie. Die Naturwissenschaften will ich nicht aufgeben, weil ich Neigung dazu fühle und sie mir einzig höheren Genuss verschaffen; auch die Philologie nicht, weil nur sie mir zu einer Stelle verhelfen kann, die sich mit jenen Studien verträgt. Wozu dann aber soll ich Theologie studiren? Zu meiner Beschämung muss ich es gestehn, über diese Frage habe ich mir eigentlich bis jetzt noch nie Rechenschaft gegeben, sondern ohne höhere Begeisterung, ohne innern Beruf für den geistlichen Stand, liess ich mich durch den Mechanismus unserer Academie demselben zuschieben, bloss weil ich nichts Besseres wusste. Erst das Herannahen der zwei letzten Jahre meiner academischen Laufbahn hat mich zum Nachdenken angeregt. Wozu soll mir nun das Studium der Theologie dienen, da ich gegen das practische geistliche Leben eine entschiedene Abneigung habe? Etwa um mir Aussichten auf ein höheres Alter, das ich nicht zu erreichen sicher bin, zu eröffnen? Oder, um mir mehr Zutrauen zu verschaffen, wenn ich

als Pädagog auftrete? Ich glaube aber, die Zeiten seien vorüber, in welchen jenes Zutrauen das ausschliessliche Vorrecht des geistlichen Standes war. Kurz, ich sehe nur Nachtheile, die mir aus der Beendigung meiner theologischen Studien erwachsen können, und zwar die Nothwendigkeit, die andern Fächer zu vernachlässigen, die daherige Unfähigkeit, in der Schule angestellt zu werden, und die tröstliche Aussicht, sogleich nach meiner Rückkehr von der Universität, oder gar noch vor der Universität, auf ein Vicariat verwiesen zu werden und dort mein Leben in ewigem Unmuth, meine Laufbahn verfehlt zu haben, durchzugrämen, u. s. w.“

Im Spätherbst 1826 äusserte sich zuerst die angeerbte Krankheitsanlage bei *M.* in einem Hüftweh, das nur den kräftigsten Heilmitteln wich und in den folgenden Jahren fortgesetzte ärztliche Pflege und zwei Badecuren in Schinznach und Aix nöthig machte. Die Genesung schien vollständig; doch bemerkte man später eine gewisse Schwäche in der Haltung und im Gange des ziemlich grossen und regelmässig gebauten Körpers, und bei der blassen Gesichtsfarbe fiel um so mehr der starke, beinah fieberische Glanz des dunkelblauen Auges auf. In grösserer Gesellschaft meist zurückhaltend und gegen Fremde etwas schüchtern, ruhte sein scharfer und ernster Blick, als wollte er das Tiefste der Seele durchschauen, auf den Anwesenden. Stets aber las man darin Wohlwollen und Achtung. Jede beleidigende Ironie, selbst auch unschuldiger Humor, waren ihm fremd, obgleich er unter vertrauteren Freunden gerne sich zu frohsinnigem Scherz anregen liess und durch geistvolle Einfälle wesentlich zur geselligen Heiterkeit beitrug.

Bei hinreichend gestärkter Gesundheit durfte *M.* es wagen, im Herbst 1828 die Schweiz zu verlassen, um seine Studien in Berlin fortzusetzen. Auf der Hinreise widmete er den wichtigern naturhistorischen Sammlungen besondere Aufmerksamkeit. Mit berühmten Männern, an die er Empfehlungen hatte, in nähere Berührung zu treten, widerstrebte dagegen seiner Bescheidenheit, und vielleicht auch war er sich einigen Mangels an Leichtigkeit in den Umgangsformen bewusst, der ihn gegen Fremde in Nachtheil setzte. So schrieb er den 11. November von Berlin aus über seinen Besuch bei *von Schlotheim* in Gotha:

„Es war mir übrigens bei diesem Besuche nicht ganz wohl zu Muthe; ich hätte Herrn *von Schlotheim* viel Artiges sagen sollen, und das wollte mir nun einmal nicht von Statten gehn. Beim Abschied bot er mir Empfehlungen an Herrn *von Humboldt* an, die ich aber höflichst ablehnte, weil damit weder Herr *v. H.* noch mir gedient gewesen wäre. Ihren Brief an Herrn *von Buch* übergab ich wenige Tage nach meiner Ankunft. Er lud mich ein, öfter zu ihm zu kommen; ich habe ihn jedoch seither nicht wieder besucht. Der Umgang mit solchen Männern ist für Jemanden, der so tief unter ihnen steht, höchst drückend.“

Das Studium der Naturwissenschaften beschäftigte *M.* in Berlin ausschliesslich, besonders Mineralogie und Zoologie. Der Theologie hatte er ganz entsagt, und auch philologische Studien setzte er nur fort, um einst etwa einer untern Schulstelle gewachsen zu sein. Durch *Escher*, mit dem er in Berlin wieder zusammentraf, wurde er mit Prof. *F. Hofmann* bekannt, der damals mit der Ausarbeitung seines Werkes über Norddeutschland beschäftigt war, und in Gesellschaft seines Freun-

des besuchte er, in den Frühlingsferien 1829, nach *Hofmann's* Anleitung, die wichtigsten Stellen der norddeutschen Gebirge. Nach ihrer Rückkehr setzte *Hofmann* so viel Vertrauen in *Meyer's* gründliche Kenntnisse, dass er ihm die Bestimmung seiner Petrefacten überliess, zu welchem Ende er ihn mit allen damals vorhandenen literarischen Hülfsmitteln ausstattete. Auch bei so reichlicher Ausrüstung konnte jedoch, nach dem damaligen Standpunkte der Palaeontologie, dieser Versuch nur geringen Erfolg haben, und *M.* gerieth fast in Verzweiflung über die nicht zu besiegenden Schwierigkeiten. »Mit der Bestimmung der Petrefacten,« schrieb er den 8. Juli, »geht es grundschlecht. Die Liasformation ist noch wenig bearbeitet. Die schöne Zeit, die ich auf Vergleichung der Ammoniten und des verhassten Terebratelngeschlechts verwandte, war so gut als verloren, obschon mir von *Scheuchzer* und der *Oryctographia norica* an bis auf *Sowerby* und *Parkinson* alle möglichen Hülfsmittel zu Gebote standen.«

Unterdessen gestalteten sich in Bern die Verhältnisse für *Meier's* Zukunft so günstig, als man es wünschen durfte. Die Stadtbehörde hatte die Errichtung einer höheren Realschule beschlossen, an welcher die Naturwissenschaften eine bedeutendere Stellung erhalten sollten, und die Anstalt war im Herbst 1829 bereits ins Leben getreten. Die Direction, mit *Meier's* Werth bekannt, schätzte sich glücklich, in ihm für die Fächer der Naturgeschichte und Geographie einen tüchtigen Lehrer zu finden, und gewährte ihm gerne eine längere Frist, um sich die zwei folgenden Winter durch in Paris und während des dazwischen fallenden Sommers in Genf noch besonders auf seine künftige Lehrstelle vorzubereiten. Mit welchem Zartgefühl er

die ihm gemachten Anträge erwiederte und wie klar er alle Verhältnisse seiner neuen Stellung auffasste, zeigen folgende Stellen aus Briefen von Berlin und Genf:

„Wenn der Inhalt Ihres l. Briefes längere Zögerung gestattete, so hätte ich die Beantwortung desselben gerne noch einige Tage aufgeschoben, um Ihnen auch über den mathematischen Unterricht an den hiesigen Literarschulen befriedigende Auskunft ertheilen zu können; nun kann ich Ihnen nichts melden, als was Sie schon lange wissen, dass ich die angetragene Lehrerstelle, nach Beendigung meiner Studien, mit Dank annehmen und mein Möglichstes thun werde, um — — Ob es aber im Interesse der Anstalt liege, mir schon jetzt jene Anstellung zuzusichern, ist eine andere Frage. Meine Studien werden auf jeden Fall den nämlichen Gang nehmen, ob ich bestimmte Aussicht auf Anstellung habe oder nicht, und ich werde nach zwei Jahren noch immer zu Diensten stehn, wenn sich bis dahin kein Anderer findet, dem man den Unterricht in den fraglichen Fächern für immer anvertrauen könnte. Würde sich aber vor meiner Heimkehr ein tüchtiger Mann stellen, der den Vorzug vor mir verdiente, was ja leicht möglich ist, dann wäre es gewiss besser, wenn Sie durch kein bestimmtes Versprechen gebunden wären, mir selbst aber die Wahl erspart würde, entweder lange genährte, zuversichtliche Hoffnungen aufzugeben, oder, auf das Recht eines Vertrags gestützt, einen Bessern von der Stelle zu verdrängen. Ich bitte Sie, Ihren Herren Collegen diese Antwort, so wie meinen herzlichsten Dank für den gemachten Antrag, mitzutheilen.“ — — „Ihre Bedenklichkeiten über den naturhistorischen Schulunterricht scheinen mir jetzt nur

zu gegründet, und ich wäre froh, wenn mir die Sache, nachdem ich selbst tiefer in dieselbe eingedrungen, in einem günstigeren Licht erschiene. Am wenigsten erwarte ich von der Zoologie, mehr schon von der Mineralogie, wenn der Vortrag derselben auf die letzte Zeit des Unterrichts aufgespart werden dürfte, wo man schon hinlängliche mathematische und die nöthigsten chemischen Kenntnisse voraussetzen könnte. Das Studium der Botanik hat den Vorzug, dass es keine Vorkenntnisse erfordert, und man könnte sich deshalb am meisten davon versprechen; ich bin jedoch selbst noch Anfänger in dieser Wissenschaft und nicht im Stande, über ihren Werth als Bildungsmittel zu urtheilen. Auf einen Rangstreit mit den Sprachen und der Mathematik möchte ich mich nie einlassen; ich bin selbst überzeugt, dass sie im Unterrichtsplane einer Realschule die erste Stelle einnehmen sollen und habe weder Ehrgeiz noch Gewissenlosigkeit genug, um meine Fächer bloss desswegen ungebührlich hoch zu stellen, damit ich selbst höher zu stehen komme. In Bezug auf bürgerliche Verhältnisse werden meine Wünsche nie höher gehen als auf ein anständiges Auskommen, unter welchem Titel es sei, und ein *Otium honestum* neben meinen Berufsgeschäften, um mit der Wissenschaft immer fortschreiten zu können.“ — — „Herr S. stellte mich, den Tag nach meiner Ankunft in Genf, Herrn *de C.* vor, der mir auf die humanste Weise sogleich die Benutzung seiner Bibliothek und seines Herbariums gestattete. Er fragte mich nach unserer Realschule, den Unterrichtsfächern und dem Alter der Zöglinge. Die Aufnahme der Naturgeschichte in den Schulplan fand nicht Gnade vor seinen Augen; er sagte, er kenne kein besseres Mittel, junge Leute zum wahren

naturhistorischen Studium untüchtig zu machen, als einen so voreiligen Unterricht, der, beim gänzlichen Mangel aller Vorkenntnisse von Seite der Schüler, nur aus Nomenclatur und Anekdoten bestehen könne. Ich hatte mir zwar die Schwierigkeiten meiner künftigen Aufgabe nie verhehlt und mir oft genug wiederholt, dass ich nur einer der kleinen Propheten an unserer Schule sein werde; doch war es mir nie eingefallen, mich für einen künftigen Widersacher der Wissenschaft, für einen Jugendverderber zu halten. Sie werden sich daher nicht wundern, dass das unbarmherzige Verwerfungsurtheil, das der grosse Botaniker über meine künftige Berufsthätigkeit aussprach, mich in nicht geringen Schrecken versetzte, und dass einige Stunden vergingen, ehe eine unbefangene Prüfung der Sache, so wie Herrn S.'s Trostgründe, meinen Muth wieder aufrichteten. Es ist übrigens auffallend, dass Herr *de C.* mit den ausgesprochenen Ansichten sich entschliessen konnte, die Zoologie an einer Anstalt vorzutragen, die nicht einmal ein anatomisches Theater hat.“

Im Frühjahr 1831 trat *M.* seine Lehrstelle an, und die so sehr gefürchteten Schwierigkeiten verschwanden bald unter dem Einfluss seiner Persönlichkeit und bei seiner ausgezeichneten Behandlung des Lehrstoffes. Es zeigte sich wieder, wie so oft schon, dass im Lehrer selbst, und nicht im Lehrstoffe, das belebende Princip des Unterrichts zu suchen sei und dass der Streit über Vorzüge und Nachtheile der Schulfächer nur geringe practische Bedeutung habe. Obgleich *M.*, seiner Natur nach zurückhaltend, gegen seine Schüler sparsam war mit wohlwollenden Aeusserungen, sprach doch in seinem ganzen Benehmen sich die Liebe aus, die

er für die ihm untergebene Jugend empfand, und man konnte nur unentschieden bleiben, ob das Interesse der Wissenschaft und der Eifer, ihr tüchtige Zöglinge zu gewinnen, oder ob die Zuneigung für seine Schüler bei ihm vorherrschend seien. Durch häufige Excursionen in die Umgegend und Anleitung zum Sammeln weckte er in den Knaben die Lust zur Naturgeschichte, umging aber zugleich mit bestem Erfolg die Klippe der Tändelei durch den Ernst seiner Lehrstunden, durch tieferes Eindringen in die Grundlagen der Wissenschaft, so weit es die Bildungsstufe seiner jugendlichen Schüler gestattete, oder durch festes Einprägen der Nothwendigkeit, nach dem Austritt aus der Schule vor Allem zu jenen Grundlagen, deren Vortrag nicht in die Schule passte, zurückzukehren.

Eine wesentliche Unterstützung in seinen Bemühungen, dem Studium der Natur bei uns einen günstigen Boden zu bereiten, gewährten unserm Freunde die naturhistorischen Sammlungen des Stadtmuseums. Er war auf seinen Reisen stets eifrigst bemüht gewesen, zur Bereicherung vorzüglich der mineralogisch-geologischen Abtheilung dieser Sammlungen nach Kräften beizutragen. Alles, was er in früheren Jahren gesammelt und gekauft hatte, schöne Reihen von Petrefacten und Steinarten aus den Umgebungen Genf's, aus den Wesergegenden, aus Sachsen, u. s. w., überliess er mit edler Freigebigkeit der öffentlichen Sammlung. Gleiches Interesse bewies er, nach seiner Rückkehr, auch für die zoologische Abtheilung. Nicht nur die Vielseitigkeit seiner naturhistorischen Kenntnisse, sondern seine ganze Geistesrichtung trug dazu bei, ihn mit unauflöselichen Banden an das Museum zu fesseln. Bei der neuen Organisation der städtischen Institute

wurde *M.* Mitglied der Museums-Direction, und der grösste Theil seiner Thätigkeit war von da an dieser Anstalt gewidmet. Die zeitraubenden Geschäfte des Tauschhandels und der Ankäufe, der Bestimmung, Etiquetirung und Anordnung fielen ihm, nach eigener Wahl, beinahe allein zu; die zoologische Sammlung wurde, grösstentheils durch ihn, in systematische Ordnung gebracht, die Abtheilung der untern Thierclassen zugleich auch bestimmt und etiquetirt, die reiche oryctognostische Sammlung nach dem System von *Mohr* umgestellt, die Petrefactensammlung nach geologischen Hauptgruppen geordnet. Wozu an anderen Museen wissenschaftliche Männer als Inspectoren und Conservatoren besonders besoldet werden müssen, das leistete *M.* aus reiner Liebe zu seiner Vaterstadt und seinem Hauptfache, von wenigen selbst seiner Mitbürger gekannt und nach seinem Verdienste gewürdigt.

Es ist wohl schwer zu sagen, ob in diesen, zum Theil mechanischen Beschäftigungen der Grund gesucht werden müsse, warum *M.*, nach Beendigung seiner langen Universitätsstudien, es nicht versucht hat, in der Wissenschaft durch Bearbeitung eines speciellen Gegenstandes selbstständig aufzutreten, oder ob ihm wirklich, wie er behauptete, die hiezu erforderlichen Anlagen fehlten. Gewiss ist, dass er mit vorzüglicher Klarheit die Gedanken Anderer auffasste und oft besser, als sie ausgesprochen worden, in Schrift zu setzen verstand, stets aber es scheute, sich an eine Arbeit zu wagen, die eigene Untersuchung und Beurtheilung verlangte.

Sehr Vieles zum Zurückdrängen seiner geistigen Energie und schaffenden Kraft musste jedenfalls seine stets schwankende Gesundheit beitragen; ja es erklärt

sich diese Erscheinung vielleicht genügend aus diesem einzigen Umstande. Ernste Mahnungen des ihm drohenden Feindes blieben allerdings nicht aus. Innerhalb weniger Jahre sah er seine zwei Schwestern an Auszehrung sterben, und er selbst hatte kaum zwei Jahre seinem Lehramte vorgestanden, als Brustleiden ihn nöthigten, erst nur provisorisch, dann bleibend dem ihm werth gewordenen Wirkungskreis zu entsagen, um von Neuem, in mehrjährigen Curen, im Gurnigel und zu Aigle, nur seiner Gesundheit zu leben. Nur in den letzten Jahren, als durch eine Abänderung im Unterrichtsplane die Lehrstunden in der Naturgeschichte von denjenigen in der Geographie getrennt und auf die geringe Zahl von vier in der Woche beschränkt wurden, durfte er es wagen, in die ihm angebotene frühere Stellung wieder einzutreten. Im Jahre 1839 wurde sein Verhältniss zur Realschule noch fester geknüpft durch seinen Eintritt in die Stelle eines Secretärs der Direction dieser Anstalt, an die Stelle des verstorbenen Doctor *Otth*, für den er sie bereits während der Reise des Letzteren nach Algier versehen hatte.

Seine Gesundheit schien sich durch die jährlich wiederholten Curen befestigt zu haben; neuer Lebensmuth erwachte in ihm, und als im Herbst 1839 sein älterer Freund sich entschloss, den folgenden Sommer Italien und Sicilien zu besuchen, konnte er dem Verlangen, einmal wieder an einer wissenschaftlichen Streiferei Theil zu nehmen, nicht widerstehen, so wenig als sein Freund es über sich gewann, ihn ernstlich zurückzuweisen. *M.* kannte die Gefahr, der er sich aussetzte; aber ein reiches, wenn auch kurzes Leben, meinte er, sei einem langen Siechthum vorzuziehen und der Genuss des Schönsten, was Europa zu bieten habe, mit

den vielleicht wenigen Jahren, die er, stets unter dem Damoclesschwerdte, noch vegetiren könnte, nicht zu theuer bezahlt.

Die ersten Monate der am 2. April 1840 angetretenen Reise schienen die düstere Ahnung widerlegen zu wollen. In dem milden Clima und unter dem Einfluss der vielseitigsten Anregung besserte sich das Aussehen *Meyer's* zusehends. Eine kleine Fussreise in den appenninischen Alpen, vor deren Folgen ihm sehr bange gewesen war, hatte ihn gestärkt und ihm höhere Zuversicht zu seinen Kräften gegeben. Die Freunde in Norditalien warnten zwar vor dem verderblichen Einfluss der Sommerhitze in Rom, die römischen vor den Gefahren der sicilianischen Sonne; aber der stark gebaute, in voller Jugendkraft stehende *M.*, glaubten sie, werde ihnen trotzen können. Von Allem, was Italien an Natur- und Kunstschatzen enthält, wollte *M.* nichts ungesehen lassen: keine Gallerie in Florenz, keine Kirche in Rom, keine berühmte Aussicht um Neapel. Der ausgedehnte Reiseplan indess zwang zur Eile, und über diess stete Vorwärtsdrängen konnte er zuweilen seine Klagen nicht zurückhalten. Es war allerdings die Zeit der Ruhe karg zugemessen, da die Reisezwecke des Touristen mit denjenigen des Naturforschers vereinigt werden sollten, das Besehen von Kunstwerken und Alterthümern mit geologischen Beobachtungen und dem Einsammeln naturhistorischer Gegenstände. Das Verpacken allein der fünfzehn Kisten, die wir aus Italien an das Museum zurücksandten, kosteten *M.* manche Stunde, die er besser dem Ausruhen gewidmet hätte. Auch die Julihitze in Sicilien schien jedoch keinen Einfluss auf ihn zu gewinnen, während sein Gefährte sich stärker angegriffen fühlte. Nach

seinem Wunsche wurde der Reiseplan erweitert und der Besuch von Girgenti und Syracus in denselben eingeschlossen. Durch das ihm ungewohnte Reiten auf Maulthieren fühlte sich *M.* ungewöhnlich ermüdet, erholte sich aber nach einiger Ruhe bald wieder, und, nachdem wir vier Tage in Catania gerastet, entschloss er sich auch zu der Reise auf den Aetna. »Ohne den Aetna bestiegen zu haben, dürfe er nicht wieder vor seine Schüler treten.« Wirklich zeigten sich auch, während der folgenden vier Wochen, die zum Besuche der liparischen Inseln und der Umgebungen Neapels benutzt wurden, keine beunruhigenden Folgen dieser Anstrengung. *M.* konnte des Schönen, das der herrliche Golf in solchem Ueberfluss bietet, nicht satt werden; er schien das *veder Napoli e morire* an sich wahr machen zu wollen. Den Tag vor unserer Abreise nach Marseille wurde noch Camaldoli erstiegen, den nächsten Morgen S. Elmo. Als wir von diesem nach unserer Wohnung in S. Lucia zurückkehrten, fiel mir sein blasses Aussehen auf, und er bat mich, noch einige Geschäfte vor dem Einsteigen ins Dampfschiff für ihn besorgen zu wollen, er hätte in der Frühe Blut gespien. Als ob er es fühle, dass der Tod in seiner Brust sei, eilte er von nun an, möglichst bald die Heimath zu erreichen. Ohne grössere Beschwerde als sonst bestieg er jedoch in Marseille noch die N. D. de la Garde, besuchte Toulon und trennte sich dann, um direct nach Bern zu gehen, nach der mehr als fünf Monate langen Reise, von seinem bisherigen Gefährten und von *A. Escher*, der uns nach Marseille entgegengekommen war.

Das krankhafte Befinden *Meyer's* schien ihn selbst jedoch, seitdem er seine Vaterstadt wieder erreicht

hatte, wenig zu beunruhigen. Er war so sorglos, dass er sogleich nach seiner Rückkehr an das Auspacken und Einordnen unserer inzwischen eingetroffenen Mineralien ging und den grössten Theil der mehr als gewöhnlich kalten Octobertage in den Sälen des Museums zubrachte. Dieser schnelle Temperaturwechsel vorzüglich scheint ihm verderblich geworden zu sein. Ein verstärkter Anfall von Bluthusten, Anfangs November, liess ihm keinen Zweifel mehr über die Gefährlichkeit seines Zustandes, und von da an erst vertraute er sich seinem Arzte an und verliess den Winter durch sein Zimmer nicht wieder. Ohne weitere Beschwerden zu fühlen, als grosse Schwäche und schwaches Fieber, beschäftigte sich *M.* fortwährend mit der Bestimmung und Ordnung der mitgebrachten Naturalien, und hoffte von der Frühlingswärme seine Wiederherstellung. Nach den ersten Spaziergängen, in den schönen Tagen des Mai, auf der nahen Platteforme, fand er sich indess bedeutend ermüdet, und die Krankheit machte von nun an so schnelle Fortschritte, dass seine Freunde sich die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes nicht mehr verhehlen konnten. Nur *M.* selbst schien ohne Ahnung des nahenden Endes, sei es, dass wirklich die glückliche Täuschung, die diese Krankheit begleitet, auch seinen klaren, mit ihren Symptomen wohl vertrauten Verstand befangen hielt, oder dass er es vorzog, seine Empfindungen in sich zu verschliessen und mit männlicher Ergebung das Unvermeidliche zu erwarten. Noch am Abend vor seinem Tode empfing er Besuche und sprach von seinen Planen auf den Herbst und Winter. Den 5. Juni, in der Frühe, legte er sich, nach längerer Schlaflosigkeit, zum Schlummern nieder, und, ohne den geringsten Kampf, starb er einen sanften Tod an

Entkräftung. Denselben Samstag waren wir vor einem Jahre in Rom angekommen.

Die Liebe zur Naturwissenschaft, die den ganzen Lebensgang unsers Freundes leitete, wird auch in ferner Zukunft wohlthätig bei uns fortwirken und ihm ein ehrenvolles Andenken sichern. *M.* hat über sein Vermögen eine Verfügung hinterlassen, vom Vorabend unserer Abreise nach Italien unterzeichnet, und, mit Ausnahme weniger Vermächtnisse zu Gunsten von Verwandten und Freunden, dasselbe zur Aufmunterung naturwissenschaftlicher Studien in seiner Vaterstadt bestimmt. Seine Bücher sollen unter die Stadtbibliothek und seine ehemaligen Schüler vertheilt werden und erstere noch tausend Franken zu Fortsetzungen beziehn. Dem naturhistorischen Museum schenkt er hundert Louisd'or zu Ankäufen. Das Uebrige, etwa vierzehnhundert Franken jährlicher Rente, sicherte er der Realschule zu, um theils zu jährlichen naturhistorischen Reisen mit den älteren Zöglingen, theils zu Preisen für diejenigen Schüler, die sich in den Naturwissenschaften auszeichnen, verwendet zu werden.

B. St.